

**Ein Grinsen ohne Katze –
Anmerkungen zu Mann und Frau und sex und gender**

Die Frage nach der Form des Geschlechts ist für das, was man summarisch die Systemtheorie der Bielefelder Schule nennt, mindestens doppelt problematisch. Einerseits kann man kaum sagen, daß Systeme ein Geschlecht haben, wenn man zugleich davon ausgeht, daß ein System kein Ding üblicher Art ist, dem sich Eigenschaften zuschreiben ließen, sondern der Ausdruck für die autopoietische Reproduktion einer je spezifischen Differentialität, also der Ausdruck für ein transklassisches Objekt oder besser noch: für ein ‚Unjekt‘, das nichts ‚ist‘ und nichts ‚hat‘ in einem irgendwie geläufigen Verständnis, also hier wichtig: kein Geschlecht ist und keines hat.¹ Andererseits sieht es ganz so aus, als sei die Form des Geschlechts (nach einer langen Dominanz der Mann/Frau-Differenz) nun deutlich bestimmt und unterschieden, nämlich durch die sex/gender-Differenz, die so vielfältig und folgenreich thematisiert ist, daß man kaum annehmen kann, dieser Debatte ließe sich noch etwas Nicht-Triviales hinzufügen.² Diese Form – so scheint es – ist evident in sozialem und psychischem Betrieb. Allerdings kann man angesichts des denkwürdigen Umstandes ins Grübeln geraten, daß die ältere Differenz Mann/Frau trotz der Substitutionskonkurrenz mit der Unterscheidung von sex/gender noch immer massiv daran beteiligt ist, soziale Realität zu definieren. Die folgenden Überlegungen kreisen um das, was daran funktional sein könnte.³

¹ Vgl. zu diesen Grundannahmen Fuchs, P., Die Metapher des Systems, Studie zur allgemein leitenden Frage, wie sich der Tanz vom Tänzer unterscheiden lasse, Weilerswist 2001; ders., Der Sinn der Beobachtung, Begriffliche Untersuchungen, Weilerswist 2004.

² Vgl. zur Dekonstruktion von sex/gender (mit einer umfangreichen Analyse des Forschungsstandes) Wartenpfehl, B., Dekonstruktion von Geschlechtsidentität, Transversale Differenzen, Eine theoretisch-systematische Grundlegung, Opladen 2000. Siehe aber auch für den instruktiven Versuch, Systemtheorie und ‚Geschlecht‘ in gewisser Weise vorurteilsfrei aufeinanderzubeziehen, Weinbach, Ch., Systemtheorie und Gender, Das Geschlecht im Netz der Systeme, Wiesbaden 2004. Ferner: Kampmann, S./Karentzos, A./Küpper, Th. (Hrsg.), Gender Studies und Systemtheorie, Studien zu einem Theorietransfer. Bielefeld 2004; Pasero, U./Weinbach, Ch. (Hrsg.), Frauen, Männer, Gender Trouble, Systemtheoretische Essays, Frankfurt a.M. 2003.

³ Wir ordnen uns damit zwanglos in Überlegungen ein, für die Pasero, U., Geschlechterforschung revisited: Konstruktivistische und systemtheoretische Perspektiven, in: Wobbe, Th./Lindemann, G. (Hrsg.), Denksachsen. Zur theoretischen und institutionellen Rede vom Geschlecht, Frankfurt a.M. 1994, S.264-296 wichtige Rahmenbedingungen angegeben hat. Vgl. ferner Moser, S., Geschlecht als Konstruktion, Eine Annäherung aus

I

In einer nun etwa fünfzigjährigen Tradition wird die Form des Geschlechts nicht mehr ausschließlich als Einheit der Mann/Frau-Differenz, sondern auch als Differenz von sex und gender begriffen. Der Ausgangspunkt waren medizinisch-psychiatrische Diskussionen über Transsexualität, in denen es wesentlich darum ging, das physische vom psychischen Geschlecht zu separieren, um Fragen der Geschlechtsidentität behandeln zu können.⁴ Diese Trennung wurde im feministischen Diskurs seit den 70er Jahren aufgegriffen, zunächst mit der deutlichen Stoßrichtung, biologistisch begründete Annahmen über das Wesen der Frau (wie sie noch in Begriffen wie ‚sex identity‘ oder ‚sex roles‘ impliziert waren) zurückweisen zu können.⁵ Diese Diskussion tendierte dahin, die eine Seite der Unterscheidung zu präferieren (gender), so daß schließlich – wie man differenztheoretisch sagen könnte – die Einheit der Unterscheidung von sex und gender der Unterscheidung selbst entnommen wurde: gender = sex/gender. Geschlecht (so dann auch die problematische deutsche Übersetzung von gender) *ist* diese Differenz.⁶

Seit den 80er Jahren wird diese Strategie der Vereinheitlichung kritisch behandelt. Unter dem Druck der evolutionistischen Psychologie und der Zunahme der Leistungsfähigkeit genetischer Erklärungsmuster kann nun gefordert werden, der Kategorie des sex die eigene Geschichte zurückzugeben (Leitmotiv: Give sex a history!) und die Unterscheidung sex/gender aus dem Regime des mind/body-split zu befreien. Entscheidend daran dürfte sein, daß man zu sehen beginnt, daß diese Unterscheidung überhaupt nicht regime-frei zu haben ist, sie erweist sich als konditionierte Unterscheidung, die einer dekonstruktiven Lektüre unterzogen werden kann. Judith Butler ist es, die – vor allem für die deutsche Diskussion folgenreich – den Versuch unternimmt, die Binarität der Unterscheidung zurückzuführen auf eine heterosexuelle Matrix, die jene Binarität sozial (wie wir sagen würden) plausibilisiert und abstützt.⁷

Das scheinbar prädiskursive, biologische Geschlecht ist auf diesem Hintergrund ein Effekt der symbolischen (Macht)Ordnung selbst, das Resultat einer (verdeckten) Institutionalisierung, die zu dekonstruieren ist – im Zuge eines beeindruckenden Anti-Essentialismus, der heute als Strategie einer De-Ontologisierung gelesen werden kann, die die Schemaseite sex als ‚supercodiert‘ durch soziale (symbolische) Konstruktivität darstellt. Ebendies würde in der Sprache der differenztheoretisch operierenden Systemtheorie besagen, daß die Unterscheidung von sex und gender ‚re-entry-mächtig‘ wird: Auf beiden Seiten der Differenz

der Sicht des Radikalen Konstruktivismus und der soziologischen Systemtheorie, zu finden unter: http://differenzen.univie.ac.at/texte_systemtheorie.php.

⁴ Money, J./Hampson, J.G., An Examination of Some Basic Sexuals Concepts, The Evidence of Human Hermaphroditism, Bulletin of John Hopkins Hospital 97, 1955, S.301-319.

⁵ Knapp, G-A., Grundlagenkritik und Stille Post, Zur Debatte um einen Bedeutungsverlust der Kategorie „Geschlecht“, in: Heintz, B. (Hrsg.), Geschlechtersozologie, Sonderheft der KZfSS 41/2001, S.53-74, hier S.60.

⁶ Ebenda.

⁷ Butler, J., Das Unbehagen der Geschlechter, Frankfurt a.M. 1991.

tritt die Unterscheidung in sich selbst wieder ein: Auf der Seite des sex wird gender/sex und auf der Seite des gender wird sex/gender noch einmal unterschieden. Etwas anders ausgedrückt: Die Unterscheidung wird zirkulär, sie stützt sich selbst in sich selbst ab.⁸ Sex ist gender ist sex ist gender ist sex ...

Es erstaunt nicht sonderlich (wenn diese Überlegung triftig ist), daß man unter diesen Voraussetzungen eine Art *gender scepticism* beobachten kann, der sich aus verschiedenen Quellen speist, die wir hier nicht rekonstruieren wollen.⁹ Ebenso wenig überrascht, daß die Fahndung nach Theorien forciert wird, die diese seltsame Eigenschaft der Unterscheidung sex/gender (nämlich eine in sich verschachtelte Differenz zu sein) in den Kontext struktureller und großflächiger Differenzierungsprozesse der Gesellschaft einordnen und schließlich mit Verve die *De-Thematisierung* der Kategorie des Geschlechts diagnostizieren.¹⁰ Deren Bedeutungsverlust wäre dann eine Struktur determinante der funktionalen Differenzierung des Gesellschaftssystems.¹¹ Eine optimistische Lesart: Zumindest die (alte) Differenz Mann und Frau würde eingeebnet – ein Befund, den die empirisch orientierte Frauen- und Geschlechterforschung (ganz zu schweigen vom feministischen Diskurs) wohl so nicht teilen kann. Vielleicht aber hilft es weiter, die Form des Geschlechts noch einmal differenztheoretisch zu überprüfen.

II

Wenn man system- und differenztheoretisch von *Form* spricht, meint man zunächst die Zweiseiten-Unterscheidung (eines Beobachters), die – als Einheit genommen – sich von anderem unterscheidet, das sie nicht selbst unterscheiden kann.¹² Will man sich also auf die Form des Geschlechtes beziehen, müßte man angeben können, *was* in dieser Form unterschieden wird¹³ und *wovon* sich diese Unterscheidung unterscheidet. Würde man etwa die Form des Seins bestimmen wollen, käme man darauf, daß die basale Unterscheidung die von Sein/Nichts ist und dasjenige, wovon sich diese Unterscheidung unterscheidet, alles ist, was weder als Sein noch als Nichtsein begriffen werden kann, zum Beispiel: Möglichkeit.¹⁴ Würde man sich für die Form der Beratung interessieren, ließe sich zeigen, daß diese Form Rat und Tat unterscheidet und damit alle Zusammenhänge, die Volitionsunmöglichkeiten

⁸ Das ist zunächst überhaupt nicht kritisch gemeint, insofern avancierte Theoriebildung häufig auf re-entry-mächtige Unterscheidungen zurückführt wie etwa auf die von System und Umwelt.

⁹ Vgl. aber das bündige Resümee von Knapp 2001.

¹⁰ Siehe Pasero, U., Dethematisierung von Geschlecht, in: dies./Braun, F. (Hrsg.), Konstruktion von Geschlecht, Pfaffenweiler 1995, S.50-66.

¹¹ Darauf kommen wir zurück.

¹² Siehe etwa für viele Analysen ähnlicher Art Luhmann, N., Weltkunst, in: Luhmann, N./Bunsen, F.D./Baecker, D., Unbeobachtbare Welt, Über Kunst und Architektur, Bielefeld 1990, S.7-45.

¹³ Das wäre also die Hegelische Unterscheidung-in-sich. Vgl. im Blick auf Sprache Luhmann, N., Die Gesellschaft der Gesellschaft, Bd.1, Frankfurt a.M. 1997, S.213.

¹⁴ Dies ist dann das Problem, was von Aristoteles (und später von den Scholastikern) als das Problem der *futuris contingentibus* erscheint, also genau als das Problem, das in eine zweiwertige (seinsbezogene) Logik nur schwer zu integrieren ist.

(die Unfreiheit des Menschen) implizieren, ausschließt, etwa Fatalismus oder Determinismus.¹⁵

Demnach wäre die Frage nach der Form des Geschlechtes identisch mit der Frage danach, welche (distinkte) Unterscheidung der Begriff *Geschlecht* aufmacht und was durch ebendiese Unterscheidung als dezidiert nicht in Betracht kommend ausgeschaltet wird. Man wird vermutlich nicht fehlgehen, wenn man davon ausgeht, daß über sehr lange Zeit hin jene Unterscheidung identisch war mit der Mann/Frau-Unterscheidung. Sie war (und ist es alltäglich immer noch – sieht man einmal von wissenschaftlichen Beobachtungskontexten ab) die Leitdifferenz, durch die alle sozialen und psychischen Folgedifferenzierungen instruiert wurden, in denen es auf Geschlecht ankam (und ankommt). Ihr Ausschlußbereich wäre mithin alles, was unter die Rubrik ‚Mensch‘ fällt, aber gar nicht oder nur mühsam mithilfe des Schemas Mann/Frau beobachtet werden kann, beispielsweise Hermaphroditen, Transsexuelle, Eunuchen oder Gott. Das Schema ist dann, wenn man so will, noch im Einsatz, aber nur wie eine Folie, vor der das durch sie Hervorgehobene nicht identifiziert werden kann oder allenfalls als das Weder/Noch der beobachtungsleitenden Unterscheidung.

Diese Lage ändert sich dadurch, daß die Dualität der Geschlechter (Mann/Frau) problematisch wird in der empirisch deutlich abgestützten Idee, daß es eine Pluralität von Geschlechtern gebe.¹⁶ Die biologische Zuschreibung reicht nicht aus, das, was sozial und psychisch als Geschlecht erscheint, zu erklären.¹⁷ Man hat es eher mit einem infrastrukturellen (biologischen) Kontinuum zu tun, in dem Merkmale, die man als natürlich aufzufassen geneigt ist, von der sozialen Umwelt ‚supercodiert‘ bzw. selektiv aufgenommen, verstärkt oder gelöscht werden.¹⁸ Unter diesen Voraussetzungen lag es nahe, die im Kontext von Transsexualität entwickelte Unterscheidung von sex und gender aufzugreifen und die Form des Geschlechts so abstrakt zu bestimmen, daß sie sich nicht mehr auf Männer *oder* Frauen bezieht, sondern auf beide zugleich sowie auf alle weiteren Fälle, in denen das biologische Geschlecht keine (sozial und psychisch durchsetzbare) Auskunft mehr gibt über die Zuordnung eines Individuums zu einer der beiden Seiten der Unterscheidung von Mann und Frau.¹⁹

Geschlecht (jetzt: gender) – genommen als Einheit der Differenz von sex und gender – wird auf diese Weise zu einer zumindest im Blick auf Individuen *universalen* Kategorie, ein Befund, der leicht erklärt, warum es in den feministisch orientierten Diskursen möglich war

¹⁵ Vgl. Fuchs, P./Mahler, E., Form und Funktion von Beratung, in: Soziale Systeme 6, H.2, 2000, S.349-368; Fuchs, P., Die magische Welt der Beratung, in: Schützeichel, R./Brüsenmeister, Th. (Hrsg.), Die beratene Gesellschaft, Zur gesellschaftlichen Bedeutung von Beratung, Wiesbaden 2004, S.239-257.

¹⁶ Schon auf ethnologischer Ebene: etwa Frauen, Männer *und* Berdachen, Hijras, Xaniths oder (in manchen afrikanischen oder indianischen Gesellschaften) die ‚Frauen mit Männerherz‘. Vgl. Lorber, J., Gender-Paradoxien, Opladen 1999, S.60f.

¹⁷ Vgl. Hagemann-White, C., Wir werden nicht zweigeschlechtlich geboren, in diess./Rerrich, M.S. (Hrsg.), FrauenMännerBilder, Männer und Männlichkeit in der feministischen Diskussion, Bielefeld 1988, S.224-235, S.228.

¹⁸ Lorber, J./Farell, S.A. (Hrsg.), The Social Construction of Gender, New York, London u.a. 1991, S.7.

¹⁹ Das mag die anhaltende Faszination an den sogenannten Queer-studies erklären.

(und ist), diese Differenz als eine sich selbst propellierende *Sabotage* der mit Gleichheitsinteressen ausstattbaren Unterscheidung von Mann und Frau aufzufassen.²⁰ Denn diese Differenz würde gleichsam auf beiden Seiten komplett überschrieben.²¹ Der Effekt dieser Camouflage ist die Frage, wie die klassische Form von Geschlecht (Mann/Frau) überhaupt noch modelliert werden kann, wenn die Form des Geschlechtes als die Differenz von sex und gender konzipiert wird. Versucht man nämlich, diesen Befund formlogisch zu reformulieren, bezogen auf die Frage, was durch ‚Geschlecht‘ unterschieden wird und wovon sich diese Unterscheidung unterscheidet, liegt der Verdacht nahe, daß das sex/gender-Schema alles ausschließt, was vormals als ‚Mann‘ *oder* ‚Frau‘ beobachtet worden ist, und das hieße, daß man mit sex/gender vieles beobachten kann, nur eines genau nicht: ‚Männer‘ *oder* ‚Frauen‘, wohl aber ‚Männer‘ *und* ‚Frauen‘.²² Die Witterung des gender-scepticism für dieses Problem ist außerordentlich präzise: Von dort her gesehen, ist die Umschrift von Mann/Frau auf sex/gender nichts weiter als eine schleichende Demontage oder Erosion der Ausgangsunterscheidung, die – wenn es um Gleichheit/Ungleichheit der Geschlechter (!) geht – unerträglich wirken muß.

Geschlecht als Universalkategorie wäre jedenfalls (und darin vergleichbar etwa mit der Sinn-Figur, wie sie in der Systemtheorie diskutiert wird) eine Form, die etwas unterscheidet (sex/gender), dies aber an allem, was als Individuum der humanen Gattung begriffen werden kann. Geschlecht, so genommen, ist eine ‚Ausnahmslosigkeit‘ und aus ebendiesem Grunde wenig instruktiv. Es ist eine Unterscheidung, die – auf dieser Abstraktionsebene und bezogen auf jene Gattung – sich von nichts dezidiert und insbesondere Mann und Frau nicht mehr unterscheidet.²³ Gefühl ist alles, sagt Goethe; Geschlecht ist alles, sagt die sex/gender-Differenz. Die Mann/Frau-Unterscheidung gestattete es unter Ausklammerung von Restunschärfen in Einzelfällen, die vorkommenden Individuen auf zwei Werte aufzuteilen. Die sex/gender-Differenz unterscheidet aber an jedem in Betracht kommenden Fall – dasselbe. Und – das wurde oben schon erwähnt – sie läßt sich anwenden auf sich selbst. Die Einheit der Unterscheidung (das, was auf beiden Seiten der Unterscheidung dasselbe ist) wird markiert durch eine der beiden Unterscheidungsseiten selbst: Gender = sex/gender.²⁴ Das ist fast der Fall einer Hegelschen Unterscheidung-in-sich.

²⁰ Es ist sicher immer möglich, die Mann/Frau-Differenz mit dem sex/gender-Schema zu beobachten, aber dann könnte man sich die Frage stellen, warum man nicht gleich bei der Mann/Frau-Unterscheidung bleibt.

²¹ Ein deutlicher Ausdruck dafür ist, daß – sex/gender als beobachtungsleitende Unterscheidung vorausgesetzt – der Plural ‚Geschlechter‘ nur noch mühsam einsetzbar ist.

²² Das könnte einer der Gründe sein, warum die Frauenforschung mehr und mehr ersetzt wird durch Geschlechterforschung bzw. gender studies.

²³ Übrigens verhielt sich das mit der Mann/Frau-Unterscheidung ganz ähnlich, solange die Einheit dieser Differenz ‚Mann‘ war.

²⁴ Das ist nicht grundsätzlich schädlich. Auch die System/Umwelt-Unterscheidung ist eine Differenz dieses Typs, insofern die Einheit der Unterscheidung ihr selbst entnommen wird. Es ist also durchaus möglich, mit dem sex/gender-Schema wissenschaftlich ertragreich zu arbeiten. Das Problem tritt erst auf, wenn es um die Einheit der Unterscheidung geht, die nur paradox gewonnen kann: als die Behauptung der Verschiedenheit desselben. Es ist nicht erstaunlich, daß diese Paradoxie dann auch thematisch wird. Vgl. Glanville, R., *The Same is Different*, in: Zeleny, M. (Hrsg.), *Autopoiesis: A Theory of Living Organization*, New York – Oxford 1981, S. 252-262 (in

Vielleicht entkommt man aber dieser in sich oszillierenden Figur, wenn man in heuristischer Einstellung das Geschlecht nicht mehr nur als Form (als Zweiseitenunterscheidung) begreift, sondern als Form eines durch diese Form definierten Mediums.

III

Der Formbegriff kommt in der Systemtheorie in zwei aufeinander bezogenen Darstellungen vor: einmal als Zweiseitenunterscheidung, dann als Bestandteil der Form/Medium-Differenz.²⁵ In dieser Differenz tritt das Medium üblicherweise als eine Menge lose gekoppelter, gleichartiger Elemente auf, die sich (zum Beispiel veranlaßt durch eine ‚outer determination‘) enger aneinanderbinden und dadurch einen Unterschied-in-demselben (i.e. eine Form) erzeugen zwischen lose und eng gekoppelten Elementen, ein Unterschied, den ein Beobachter als Unterschied von Medium und Form unterscheiden kann.²⁶ Wir wollen jedoch hier diese sperrige Idee, die auf (ontologisierende) Metaphern Fritz Heiders zurückführt, als eine allenfalls didaktische Möglichkeit auffassen, in die Form/Medium-Differenz einzuführen, aber tatsächlich davon ausgehen, daß die ‚Elemente‘ des Mediums selbst als *Formen* imponieren, sobald ein Beobachter auf das Medium zugreifen will.

Alle beobachtenden Systeme, will das heißen, sind *Formbeobachter*.²⁷ Sie ‚sehen‘, sie projizieren Formen in die Welt. Sie stoßen (etwa im Kontext symbolisch generalisierter Kommunikationsmedien) nicht auf Geld, Liebe, Macht, Wahrheit, Schönheit etc., sondern auf Münzen und Scheine, auf zärtliche Blicke, auf mit impliziten Drohungen verknüpfte Anweisungen, auf kritzierbare Publikationen, auf Kunstwerke – allesamt Formen, durch die die Medien errechnet werden: als ‚reine Virtualität‘. Kein Medium zeigt sich. Sobald man versucht, die Form des Mediums zu bestimmen, ist man auf der Formseite und nicht auf der Seite des Mediums. Das Medium wird nicht gefunden, es wird erschlossen. Es ist ein Inferenz-Phänomen. Nur deshalb kann man die Frage stellen, was denn der Anlaß für diese Inferenz, für die Errechnung eines Mediums sein könnte, und eine vorläufige Antwort (die wir später in Anspruch nehmen wollen) besagt, daß es *Formkatastrophen* sind, die dazu nötigen, Medien (als schiere Virtualitäten) zu ermitteln, obgleich die Ermittlung, und das macht jene

deutscher Übersetzung verfügbar in: Glanville, R., *Objekte* [hrsg. und übersetzt von Dirk Baecker], Berlin 1988, S.61-78.)

²⁵ Vgl. als Ausgangstext Heider, F., *Ding und Medium*, in: *Symposion. Philosophische Zeitschrift für Forschung und Aussprache* 1, 1926, S.109-157. Vgl. zur Anwendung für viele Texte Luhmann, N., *Das Medium der Kunst*, in: *Delfin* 4, 1986, S.6-15. Ferner Fuchs, P., *Die Beobachtung der Form/Medium-Unterscheidung*, in: Brauns, J. (Hrsg.), *Form und Medium*, Weimar 2002, S.71-83; ders., *Der Sinn der Beobachtung, Begriffliche Untersuchungen*, Weilerswist 2004.

²⁶ Es ist wichtig, darauf zu achten, daß es hier nicht um eine Ontologie geht, in der es dann Formen bzw. Medien gäbe, sondern darum, daß der Beobachter anfallende Unterschiede so unterscheiden kann – zu heuristischen Zwecken.

²⁷ Jedenfalls dann, wenn man Beobachten konzipiert als Bezeichnen (und Unterscheiden) und nicht als Nichtbezeichnen (und Nichtunterscheiden).

Virtualität aus, wiederum nur auf andere Formen trifft: *Medium est invisibile* – oder besser noch: *ineffabile*. Oder am besten: Es ist wie ein ‚Grinsen ohne Katze‘.²⁸

Dieses Konzept läßt es zu, die traditionelle Differenz von Männern und Frauen aufzufassen als Differenz zweier Formeinträge in *einem* Medium, das durch diese Einträge errechenbar wird. Das Medium, das diese Einträge erlaubt, müßte aus elementaren (homogenen) Einheiten bestehen, die nur zwei Kopplungsmöglichkeiten vorsehen: Mann oder Frau bzw. x oder y, wenn man an die Vererbungslehre denkt. Es wäre ein Medium, dessen Elemente so angelegt sind, daß sie nur Entweder/Oder-Kopplungen zulassen. Dritte Möglichkeiten sind nicht vorgesehen.

Sucht man nach einem Namen für dieses Medium, bietet sich der Begriff der *Population* an.²⁹ Er hat den Vorteil, einerseits von Individuen auszugehen, andererseits die Individualität der Individuen im Dunkeln zu lassen.³⁰ Man könnte also von einem hoch abstrakten (statistischen) Medium sprechen, das jede Inskription einer Form zwangsläufig *universalisiert*. Jedes Element des Mediums (jedes Individuum, alle Leute, die „in Reihen gepflanzt sind“³¹) kann in die Form ‚Mann‘ oder ‚Frau‘ gebracht werden – und das dann so störungsfrei, daß dieses ‚In-Formieren‘ über lange Zeit hin unregistriert und das Medium in gewisser Weise bis auf leicht aussortierbare Fälle ‚geräuschlos‘ blieb.³²

Man könnte auch sagen: daß das Medium der Population durch die Einschreibung der Mann/Frau-Differenz zwei weitere Medien auswirft: Männer und Frauen (*tertium non datur*), in die dann daran anschließende Formen auf dem Wege der Sozialisation eingetragen werden wie etwa unterschiedliche Muster des Verhaltens, des Kommunikationsgebarens, der Lebens- und Kommunikationschancen etc., Muster mithin, die die Evidenz der Ausgangsunterscheidung Mann/Frau in der Weise einer self-fullfilling prophecy bekräftigen. Achtet man darauf, daß die Formen, die sich einem Medium einprägen, typischerweise zeit- und also zerfallsanfällig sind, sieht man, daß es offensichtlich langfristig wirksamer Stabilisierungsmechanismen bedarf, um die tradierte Form des Geschlechts (Mann/Frau) über viele Generationen hinweg funktionsfähig (in-formabel) zu halten, und es ist genau dieses Problem – die soziale Stabilisierung dieser Form der heterosexuellen Matrix –, das Judith Butler identifiziert und bearbeitet hat.

Außer Frage steht, daß jene Differenz natural begriffen wurde (und alltäglich nach wie vor so begriffen wird): Mann und Frau sind biologisch (also weitgehend unbeeinflussbar), was sie sind. Die Population zerfällt in zwei Geschlechter, und das Abstraktum ‚Geschlecht‘ meint dieses Zweierlei. Der in Westeuropa weitgehend dominanten, aristotelischen Einschätzung

²⁸ Oder wie das berühmte Klatschen *einer* Hand. Zen-Buddhismus ist hier einschlägig. Vgl. die entsprechende Studie in Luhmann, N./Fuchs, P., *Reden und Schweigen*, Frankfurt a.M. 1989.

²⁹ Es ist leicht zu sehen, daß der Begriff Population ebenfalls eine reine Virtualität bezeichnet. Das Wort ist von Haus aus der Name eines Mediums.

³⁰ Vgl. Luhmann, N., *Die Gesellschaft der Gesellschaft*, Bd.2, Frankfurt a.M. 1997, S.1035f.

³¹ Cocteau, J., *Die Schwierigkeit zu sein*, Kritische Poesie III, Frankfurt a.M. 1988 (Paris 1947), S.15.

³² Fritz Heider, *The Notebooks* (ed. By Marijana Benesh-Weiner, Vol.1, *Methods, Principles and Philosophy of Science*, München-Weinheim 1987, S.229, formuliert: „... the medium is noiseless.“

nach ist die Frau ein Wesen von *natürlicher* Unvollkommenheit.³³ Diese Idee wird in die bürgerliche Romantik hineinkopiert: Frau und Mann sind komplementäre (Natur)Prinzipien. Noch die Frauenbewegung des 19. Jahrhunderts setzt auf die Karte der biologischen Verschiedenheit, wenn sie nicht die Gleichheit der Geschlechter, sondern deren Gleichwertigkeit anstrebt.

Daran ändert sich wenig im 20. Jahrhundert: Natur und Körper der Geschlechter sind essentiell. Frauen sind wertvoller als Männer, die schon rein biologisch zur Aggression verurteilt seien.³⁴ Luce Irigaray baut diesen Biologismus aus, insofern sie eine Strategie der Unterschiedsverstärkung fordert, eine Politik der Differenz.³⁵ Der italienische Feminismus spricht vom ‚affidamento‘, im Kern von einer ‚schwesterlichen‘ Vertrautheit auf der Basis des weiblichen Geschlechts, zu dessen Bestimmungsstücken eine natürliche Naturnähe und eine natürliche Emotionalität gehört, ein Gedanke, der sich in den Programmen von feministischen Parteien (DIE FRAUEN) und sogar in der ‚grün‘ orientierten Frauenbewegung Westdeutschlands wiederfindet: Frauen machen die bessere, die natürlichere, die mütterlichere, die emotionalere Politik. Sie tun es auf der Basis einer natural anfallenden Verteilung der Mann/Frau-Differenz im abstrakten Medium der Population.

Allerdings wird die Evidenz diese Naturaldiversifikation gebrochen. Wir wollen sagen, daß dafür ‚Formkatastrophen‘ verantwortlich zeichnen.

IV

Die Entdeckung des Mediums hängt, wie wir sagten, an *Inferenz*. Es wird indirekt erschlossen, muß aber nicht erschlossen werden, wenn das Bezeichnen der Form gelingt. Anders sieht das aus, wenn man aus Störungsgründen heraus gezwungen wird, einen Formzerfall zu erleben, und sich dann genötigt findet, den Übergang zwischen der einen Form und einer anderen Form zur Errechnung des (ja immer virtuellen) Mediums zu benutzen. Genau diesen Formzerfall wollen wir, wenn er beobachtet wird, eine *Formkatastrophe* nennen, die (faßt man sie phänomenologisch auf) sich in einem Transit zwischen Form, Erosion der Form und anderer Form begibt. Man kann sich etwa das Bild eines allmählich langsamer abgespielten Films machen, der – ehe er bei der Form (!) des Einzelbildes anlangt, also bei dem, was der Film als Form nicht ist – in ein ‚Ruckeln‘ gerät, das noch zeigt, daß es um einen Film geht, der sich aus Einzelbildern zusammensetzt, die nicht der Film sind.³⁶

³³ Vgl. Beauvoir, S. de, *Das andere Geschlecht*, Hamburg 1951, S.10. Wir kommen auf diese Idee der Unvollkommenheit noch zurück.

³⁴ Vgl. Daly, M., *Gyn/Ecology: The Metaethics of Radical Feminism*, Beacon Press 1978.

³⁵ *Speculum*, Spiegel des anderen Geschlechts, Frankfurt a.M. 1991.

³⁶ Die Katastrophe tritt auch bei Beschleunigung auf, oder in anderen Kontexten bei ständiger Wiederholung: a rose is a rose is a rose is a rose ... Eine besonders schöne Analyse im Blick auf Musik bietet Heinrich, J., *Schlüsselmomente in Werken der Instrumentalmusik*, in: Holländer, H./Thomsen, Ch.W. (Hrsg.) *Augenblick und Zeitpunkt*, Studien zur Zeitstruktur und Zeitmetaphorik in Kunst und Wissenschaft, Darmstadt 1984, S.493-510.

Bezieht man die phänomenologische Sicht, die eben eingenommen wurde, auf Beobachtung, dann kommt man (in Anlehnung an den Lacanschen Jargon) auf die Formulierung, daß im Moment der Bezeichnungsleistung das Signifikat (das Bezeichnete) zu ‚rutschen‘ beginnt, mit ihm das Bezeichnende und mitunter die gesamte Zeichenkette. Eine Variante des Bezeichneten gleitet in die Position des (quasi hauptamtlichen) Signifikats. Dadurch gerät der Signifikant für einen Beobachter in eine Unschärfe hinein, die sich auf die zugrundeliegende Unterscheidung bezieht, die nicht mehr einen sicheren Rahmen für die Bezeichnungsleistung darstellt. Diese Unschärfe kann als Augenblick des Mediums, als Momentum, in dem das Medium seine Epiphanie, seine Ekstasis hat, begriffen werden, oder prosaischer: als Transit, in dem sich das Nicht-Errechenbare des Mediums zeigen, also doch errechnen läßt.

Wir haben schon gesagt, daß die Formkatastrophe der Form Mann/Frau durch das Interesse an Grenzfällen ausgelöst wurde (Transsexualität, Transgendering etc.), die die Naturalität der Unterscheidung auf einmal obsolet machten.³⁷ Die Fundamentaldifferenz des Geschlechts wird obskur und lenkt deshalb den Blick auf das zuvor fraglose (geräuscharme) Medium der Population mit der Entweder/Oder-Möglichkeit, die es offerieren müßte, solange das Mann/Frau-Schema gleichsam biologisch funktionierte. Man entdeckt, daß das Medium Population nicht nur den Einschnitt durch dieses Schema toleriert, sondern weitaus mehr Formeinträge ermöglicht, die sich zwar auf das Geschlecht beziehen, aber nicht mehr nur auf das Geschlecht, ausgedrückt durch die Unterscheidung von Mann und Frau. Man könnte auch formulieren, daß sich das Medium nicht mehr eindeutig errechnen läßt, daß also mit der Formkatastrophe eine Medienkatastrophe einhergeht, die ihrerseits die Form Mann/Frau ‚entleert‘: Sie macht keinen deutlichen Sinn mehr, ein Vorgang, der zu Recht als De-Ontologisierung dieser Form beschrieben wird. Wenn man (seit der beobachtungstheoretischen Wende der Systemtheorie) von *fungierenden Ontologien* sprechen kann, so hätte man es hier mit einer *fungierenden De-Ontologisierung* zu tun, die sich aus der Nicht-Errechenbarkeit des Mediums speist.

Im Kontext genau dieses Problems taucht die sex/gender-Unterscheidung auf, die – wie wir oben festgehalten haben – die Mann/Frau-Differenz auf beiden Seiten überschreibt. Die Frage, die sich zwangsläufig ergibt, ist dann: In welches Medium wird diese neue Form eingeschrieben? Oder anders: Läßt sich ein Medium errechnen, in dem die sex/gender-Differenz (nach Jahrhunderten) als Form instruktiv wird?

V

Wir haben ausgeführt, daß die Formkatastrophe der Mann/Frau-Differenz in gewisser Weise einer Mediumkatastrophe entspricht, die sich dann auf das Medium ‚Population‘ bezieht, das nicht mehr – sozusagen typenfest – nur eine Form des Geschlechts (Mann/Frau) toleriert,

sondern eine Mehrheit von Formeinschreibungen, die es zwar mit dem Geschlecht zu tun haben, aber gerade nicht mehr nur mit Mann *oder* Frau. Die Metapher der Mediumkatastrophe ist dabei insofern intrikat, als sie ja nicht die Katastrophe eines Mediums (das immer virtuell ist) bezeichnet, sondern nur meinen kann, daß die Formen (klassisch: die elementaren Einheiten) des Mediums sich der strikten Kopplung entziehen, die durch gleichsam ‚höhergeordnete‘ Forminskriptionen entstehen. Die Mediumkatastrophe ist demnach identisch mit einer Formkatastrophe dessen, was als elementare (homogene) Einheit des Mediums errechnet wird.

Es muß, heißt das, etwas mit der Form der Population geschehen sein, die definiert ist durch die (statistische) Gleichheit der Individuen. Ein solcher ‚Formbruch‘ läßt sich, wie wir vermuten, in Zusammenhang bringen mit der Umstellung der Gesellschaft von Stratifikation auf funktionale Differenzierung. Stratifikation kann – summarisch – begriffen werden als Ausdruck für eine hierarchisch angeordnete, in Schichten (Strata, Stände) eingeteilte Gesellschaftsformation, in der jedes Individuum qua Geburt in eine Ungleichheitslage gebracht wird, in ein ‚Darüber/Darunter‘, dem es sich nur in Sonderfällen durch Aufstieg oder Abstieg (beispielsweise im Zuge kirchlicher Karrieren oder raffinierter Hochstapeleien) entziehen kann. Das Individuum ist, was es ist, durch die Schicht, in die es eingeboren wird. Die (statistische) Gleichheit der Population, die sich spiegelt in der Idee der Gleichheit aller Individuen *sub specie Dei*, der immer möglichen postmortal himmlischen Revision irdischer Ungleichheitslagen, wird in Anspruch genommen für hierarchische Formen, für die dann *typische* Verschiedenheit der Individuen, für Ritter, Bürger, Bauersleute – und für Mann und Frau jeweils verschieden.

Die Umstellung dieser Gesellschaftsform kann – wiederum summarisch – beschrieben werden als eine Ablösung der Schichten durch autonome Funktionssysteme (Wirtschaft, Recht, Politik, Wissenschaft, Kunst, Erziehung etc.). Die zentralen Funktionen, die im Rahmen einer Gesellschaft bedient werden müssen, werden nicht mehr disloziert, auf Schichten bezogen, exekutiert, sondern von ‚mächtigen‘ Systemen her, die diese Funktionen monopolisieren und schließlich nur noch allein wahrnehmen. Der damit verknüpfte Effekt ist, daß die Individuen, die sich zuvor der Ungleichheitsform der Stratifikation akkommodiert haben, nun nicht mehr über die Strata definiert werden, sondern über ihre Inklusion/Exklusion in Hinsicht auf die Funktionssysteme, die die Gesellschaft primär differenzieren. Das Individuum ist, wie man vielleicht sagen könnte, die *Resultante* seines Inklusions/Exklusions-Profil. Es wird erst jetzt: *individuell* in jenem modernen Verständnis, das unter Individualität gerade Ungleichheit, Einzigartigkeit, Unterscheidbarkeit versteht und sich genau darin absetzt gegen die alte Bedeutung einer Unteilbarkeit (In-Dividualität, a-tomos), die formal identisch ist mit allen Unteilbarkeiten derselben Population. Die Moderne hat es stattdessen im Zuge der funktionalen Differenzierung der Gesellschaft mit *verschiedenen und auf Verschiedenheit*

³⁷ Wir kommen darauf zurück, daß diese Formkatastrophe mit einer Medienkatastrophe zusammenhängt, die wiederum Effekt des Übergangs von Stratifikation zur funktionalen Differenzierung ist.

pochenden Individuen zu tun, also nicht mehr mit einer Population, in die sich Formen – sozusagen formfest – eintragen lassen, weil dieses Medium homogen ist, sondern jetzt mit einer im gewissen Sinne ‚dämonischen‘ (kontingenzfähigen) psycho-somatischen Umwelt, ein Umstand, den die Systemtheorie auszeichnet, wenn sie Psychisches und Soziales rigide in der System/Umwelt-Unterscheidung trennt.

Funktionale Differenzierung wäre demnach der ‚Strukturauflöser‘, der Initiator, der das Medium der Population kollabieren läßt. Die Frage ist mithin, was an die Stelle dieses Mediums tritt, und wir wollen zunächst annehmen, daß dies das Medium der Individualität sei, dessen Eigentümlichkeit darin bestünde, daß es jede Formbildung (durch die es errechenbar würde) *individualisiert*. Das Medium ließe sich also nicht als eines konzeptualisieren, das sich aus lose gekoppelten, gleichartigen Elementen zusammensetzt, sondern wäre so etwas wie ein ‚Modalmedium‘, das *Individualisierbarkeit* offeriert – für welche in ihm eingetragene Form auch immer.³⁸ Wollte man auf der Gleichheit der Elemente des Mediums bestehen, so könnte man sagen, daß die Einheiten, die im Medium Population als gattungsgleiche Elemente aufgefaßt wurden, nun – so steif das Wort auch klingen mag – als *Individualisierbarkeiten* imponieren, für die gilt, daß jede striktere Kopplung (als Inskription einer Form) gerade Individualitäten (Singularitäten) erscheinen läßt, die sich nicht mehr (wie noch in der Population) als ‚verschiedene Gleichheiten‘ modellieren lassen.³⁹ Um es paradox auszudrücken: Das Medium der Individualität (der Individualisierbarkeiten) bietet nur eine Gleichheit an – die der Verschiedenheit.

Übersetzt man sich diese medium/form-theoretische Überlegung in die Differenz von System und Umwelt, so ergibt sich, daß die Kommunikationen, die bislang typenfeste Adressenbildung im Blick auf Geschlecht betreiben konnten (Mann oder Frau), jetzt gezwungen sind, Sonderaufmerksamkeiten zu reservieren für die *Individualität* von

³⁸ Man kann dann Vermutungen darüber anstellen, in welchen historischen, an Schrift gebundenen Kontexten dieses Medium sich entwickelt. Vgl. nur Weiland, Ch., "Libri di famiglia" und Autobiographie in Italien zwischen Tre- und Cinquecento, Studien zur Entwicklung des Schreibens über sich selbst, Tübingen 1993. Siehe auch Schulze, W., Vorüberlegungen für die Tagung über "EGO-DOKUMENTE", in ders. (Hrsg.), Ego-Dokumente: Annäherung an den Menschen in der Geschichte, Berlin 1996, S.17. Vgl. ferner Fuchs, P., Individualisierung im System, in: Kron, Th. (Hrsg.), Individualisierung und soziologische Theorie, Opladen 2000, S.69-87. Für den Kulturraum des europäischen Mittelalters gilt das Portrait des Königs von Frankreich, Johann II. (der Gute) als eine der ersten, wenn nicht als die erste individualisierende Darstellung im nicht-religiösen und nicht an Bücher gebundenen Bereich, entstanden um 1360, Schule von Paris, Aus der Sammlung Gagnières 1717, Louvre, R.F. 2490. Interessant ist, daß Selbstbeschreibungen, also Individualisierungen im Kontext von kaufmännischen Lebensbilanzierungen zwischen dem 14. und 16. Jahrhundert abgreifbar werden. Vgl. dazu Brosziewski, A., Lebensbilanzierung und Moral im autobiographischen Schreiben von Kaufleuten und Unternehmern, in: BIOS, Zeitschrift für Biographieforschung und Oral History, Jg.8, H.2, 1995, S.170-183.

³⁹ Das kann als gefährlich erkannt werden, wenn man aus einer mystischen Theologie heraus das Phänomen registriert und dann auf der Löschung von Individualität besteht. Vgl. zur Figur, daß Gott die Superrepräsentanz des Seins ist, der gegenüber das individuelle Ich verschwindet, Haas, A., " ... das Persönliche und eigene Verleugnen", Mystische vernichtigkeit und verworfenheit sein selbs im Geiste Meister Eckharts, in ders., Mystik als Aussage, Erfahrungs-, Denk- und Redeformen christlicher Mystik, Frankfurt a.M. 1996, S.310-335. Auch hier geht es darum, daß die individuelle Selbstverfügbarkeit Illusion ist, weil das "'Ego', daz wort ‚ich‘ enist nieman eigen dan gote aleine in sîner einicheit." Gegenüber Gott ist der Mensch, ist sein Ich, sein Bewußtsein unum purum nihil. Das, was einzig ist, ist Gott, demgegenüber die geschaffene Welt und ihre Geschöpfe nichtig sind (creatae nihilitas). "... waz sie sind in der wårheit, daz sint sie in gote, und da umbe (ist) got aleine in der wårheit. Und alsó meinert das wort ‚ich‘ die isticheit götlicher wårheit."

Geschlecht, also einzukalkulieren, daß das Geschlecht keine supra-individuelle ‚Tatsache‘ mehr darstellt, die sich als Differenz von Mann und Frau gleichsam naturwüchsig in einer (statistischen) Population vorfindet. Denn das Geschlecht tritt im Medium der Individualisierbarkeit, um es tautologisch zu sagen, *individuell* auf.⁴⁰ Ein anderer Ausdruck dafür wäre, daß die Mann/Frau-Unterscheidung als *Schema der Beobachtung* kenntlich wird, als Artefakt sozialer und dann psychischer Operationen. Das Geschlecht wird kontingent im Moment, in dem seine traditionale Form (Mann/Frau) und die mit ihr verknüpfte Ontologie als *fungierende* Ontologie thematisch werden können.⁴¹ Es geht nicht mehr um eine biologische Differenz, die der Ansatzpunkt für weitere soziale Differenzierung wird, sondern mehr und mehr darum, die ‚Lebensgrundlage‘ der Geschlechterdifferenz ebenfalls als Produkt des (dann typisch sozial eskamotierten) Einsatzes der Unterscheidung von Mann und Frau zu begreifen.⁴²

Zu erwarten wäre dann, daß alle Versuche, die Kontingenz zu blockieren, die mit dem irreversiblen Sichtbarwerden der Mann/Frau-Unterscheidung als beobachtungsleitendem (mithin austauschbarem) Schema auftreten, seltsam verkrampft, seltsam biologistisch wirken, als Ausdruck einer Politik mehr denn als Ausdruck wissenschaftlicher Bemühungen, obgleich, wie man sagen müßte, gerade die Dekonstruktion der Ausgangsdifferenz, indem sie eine biologistisch gemeinte Bipolarität der Geschlechter sabotiert, den Blick auf ihre Konstruktivität eröffnet. Man sieht schnell die beiden Optionen, durch die eine Politik des Geschlechts und eine Ökonomie der Geschlechterverhältnisse betrieben werden könnte: Die eine hält an der naturalen (und dann sozial konditionierten) Unterscheidung des Geschlechts (Mann/Frau) fest; die andere dementiert die Bedeutung dieser Unterscheidung und bezieht sich dann auf die neuere Differenz von sex/gender, von der aus dann die sozialen Konditionen errechnet werden können, die die alte Bipolarität stabilisieren trotz des Medienaustausches von Population zu Individualisierbarkeit.

Die Frage ist, ob es noch eine andere Weise gibt, mit der Form des Geschlechtes umzugehen. Unsere bisherigen formtheoretischen Erwägungen haben schließlich weitgehend davon abgesehen, daß es für die Soziologie kaum einen Zweifel an der nach wie vor äußerst robusten Wirksamkeit der Mann/Frau-Unterscheidung gibt. Man kann sogar den Eindruck

⁴⁰ So kann ‚in Geschlecht machen‘ problematisch werden. Siehe West, C./Zimmermann, D.H., Doing Gender, in: Lorber, J./Farrell, S.A. (Hrsg.) The Social Construction of Gender, Newbury Park, London et al. 1991, S.125-151.

⁴¹ Natürlich mehr als einschlägig: Luhmann, N., Frauen, Männer und George Spencer Brown, in: Zeitschrift für Soziologie, Jg.17, 1988, H.1, S.47-71.

⁴² Das erklärt, warum vor allem die ‚Weiblichkeit‘ wiedergewonnen werden muß und mit ihr die ‚Männlichkeit‘. Siehe für viele und eigentlich unvertretbar selektiv: Bostnar, N., Männlichkeit und Werbung, Inszenierung, Typologie, Bedeutung, Kiel 2002; Farrel, W., Warum Männer so sind, wie sie sind, Hamburg 1986; Foster, E.J., Melancholie – Männlichkeit – Verausgabung, in: Patillo-Hess, J./Smole, M.R. (Hrsg.), Die sexuellen Wandlungsverbote, Wien 2001, S.125-137; Münkler, H., Das Weib als Beute und Besitz, Die Potenz der Potentaten, die Gewalt der Väter und Gatten und die Strategie weiblichen Widerstands bei Mozart und Verdi, in: Bermbach, U./Konold, W. (Hrsg.), Gesungene Welten, Aspekte der Oper, Berlin 1992, S.161-184; Seigert, E., Was will das Weib? Zu Begehren und Lust bei Freud und Lacan, Weinheim 1987; Wimmer, R., Autarkie und Hingabe, Zur Phänomenologie zweier personaler Leitbilder, in: Sturma, D. (Hrsg.), Person, Philosophiegeschichte, Theoretische Philosophie, Praktische Philosophie, Paderborn 2001.

gewinnen, daß die abstrakten Überlegungen, die wir entlang zentraler Frauen- und Geschlechterforschungsthemen bisher vorgenommen haben, sich zur Robustheit dieses Schemas so verhalten wie etwa Pädagogik zur alltäglichen Schulwirklichkeit oder Theologie zu ‚lebensweltlich‘ exerzierter Frömmigkeit. In beiden zitierten Fällen handelt es sich um die Reflexionsinstanzen von Funktionssystemen, hier Religion, dort Erziehung, und in beiden Fällen um die Reflexion der Einheit eines Systems im System, also auch um ein hohes Maß an damit implizierter Selbstreferenz.⁴³ Wenn Frauenforschung und (wie man heute sagt) Geschlechterforschung aus heuristischen Gründen als Reflexionsinstanz begriffen werden könnten, wäre sofort die Anschlußfrage: Reflexionsinstanz welchen Systems? Läßt sich von einem Sozialsystem der Geschlechtlichkeit sprechen? Von spezifischen Operationen (Kommunikationen), die es reproduzieren? Von einer genuinen Autopoiesis? – Immerhin kann man Autopoiesis auch als (T)Autopoiesis definieren: als die *Reproduktion immer derselben Differenz*, und diese Differenz müßte extrem widerstandsfest sein, so änderungsresistent, wie es die Mann/Frau-Differenz empirisch zu sein scheint.

Wir wollen es (im Rahmen eines Aufsatzes) nicht so weit treiben, so verführerisch es auch wäre, ein durch jene Differenz instruiertes System des Geschlechts zu identifizieren, aber uns doch so – und eingeständendermaßen spekulativ – so verhalten, als wenn wir von einer Konkatenation von Kommunikationen ausgehen könnten, die über eine robuste Codierung (Mann/Frau) verfügen und deshalb die Frage gestatten, ob sich dieser Code auf eine gesellschaftliche Funktion beziehen lasse, die sich im Zuge des Übergangs von der stratifizierten Ordnung zur funktionalen Differenzierung massiv gewandelt hat.

VI

Zeichnet man mit Thomas Laqueur nach, wann und wie die Unterscheidung Mann/Frau zu einem eigentümlich (modernen) Strukturbildungs- und Differenzierungsgenerator wird⁴⁴, stößt man (in der älteren Terminologie) darauf, daß Männer und Frauen bis ins späte 18. Jahrhundert hinein als *Abstufungen-in-demselben* aufgefaßt wurden, und zwar bezogen auf den Grad der Perfektion der Mensch-Werdung. Der Mann war die vollständige Variante, war gleichsam die perfekte elementare Einheit des Mediums der humanen Population, die Frau war in gewissem Sinne nicht vollständig ausgereift. Bei ihr liegt innen, was beim Mann außen liegt: Sie ist eine ‚mißlungene‘ Nach-Außen-Stülpung.⁴⁵ Im 19. Jahrhundert (und wieder: mit

⁴³ Vgl. zu der Spur, der wir hier folgen, Luhmann a.a.O.

⁴⁴ Sie war, wie wir angedeutet haben, immer strukturbildend, aber jetzt ist gemeint, wann und vor allem wie sie als Sortiermechanismus kenntlich wird, also die Beobachtungsebene der ersten Ordnung verläßt.

⁴⁵ Man muß das hier nicht eigens ausführen, aber diese Innen/Außen-Unterscheidung formiert eine gesamte Semantik, die dem Mann ‚Kürwillen‘, der Frau ‚Wesenswillen‘ zuspricht (Ferdinand Tönnies), die Frau der Gemeinschaft zuordnen, den Mann der Gesellschaft, für die Frau die expressive (emotionale, organische) Funktion, für den Mann die instrumentelle (mechanische) Funktion vorsehen, etc.pp. Vgl. Greven, M. Th., Geschlechterpolarität und Theorie der Weiblichkeit in „Gemeinschaft und Gesellschaft“ von Tönnies, in: Clausen, L./Schlüter, C. (Hrsg.), Hundert Jahre „Gemeinschaft und Gesellschaft“. Ferdinand Tönnies in der

dem Fortschritt der Wissenschaft) gibt es dann plötzlich nicht mehr perfekte und imperfekte Ausprägungen desselben (der Männlichkeit oder Menschlichkeit), sondern Frauen und Männer als genuin verschiedene ‚Wesen‘, deren Geschlechtlichkeit sich – sozusagen schon unter dem Mikroskop, wenn es um die Differenz von Spermatozoen und Eizellen geht – nicht mehr auf die EINS des Mannes (des Menschen) zurückführen läßt.

Damit ändert sich (in gewisser Weise: schleichend) das Beobachtungsschema Mann/Frau. Man kann nicht mehr nur beobachten, ob einem Mitglied der Population der eine oder der andere Wert zugewiesen werden muß, sondern auch, ob der Mann ein ‚richtiger‘ Mann ist und die Frau eine ‚richtige‘ Frau. Die Abweichung von der *Richtigkeit* wird zum Problem.⁴⁶ Wenn wir (ganz locker) die Mann/Frau-Differenz als codeförmigen Differenzierungsstimulator auffassen, dann würde die Klarheit und Deutlichkeit der Zuweisung der Codewerte ‚gestresst‘. Die Mediumkatastrophe, die wir oben skizziert haben, erwiese sich in dieser Lesart als Formkatastrophe des tradierten Geschlechtercodes: Er würde auf beiden Seiten überschrieben durch die Unterscheidung von Norm und Abweichung.⁴⁷

Diese Überschreibung entspräche sehr genau dem Transit zwischen den Medien *Population* und *Individualisierbarkeit*: Das Medium *Population* stilisiert jeden Formeintrag in Richtung *Norm*, das Medium *Individualisierbarkeit* in Richtung *Abweichung*. Immer wenn Männer *oder* Frauen bezeichnet werden, eröffnet sich diese Schere: Devianz oder Konformität bzw. Individualisierbarkeit *oder* Population.⁴⁸ Das Dilemma verschärft sich, wenn man darauf achtet, daß Codes üblicherweise Präferenzrichtungen auszeichnen. Die Bezeichnung der einen Seite eines Codes wird bevorzugt für den Fortgang der Informationsverarbeitung eingesetzt: Lieber Liebe als Nicht-Liebe, lieber Zahlung als Nicht-Zahlung, lieber Recht als Unrecht, lieber Gewinn als Verlust, lieber eine positive als eine negative Karriere, lieber Macht als Ohnmacht etc.

Prima vista würde dieses Präferenzmanagement auch für die Unterscheidung von Mann und Frau gelten (lieber Mann als Frau) – bis eben zu jener Formkatastrophe des Schemas, durch die auf beide Seiten Norm *und* Devianz eingetragen wird, so daß Männer wie Frauen beobachtet werden können als norm-entsprechend *oder* abweichend, das dann auf dem *basso continuo* funktionaler Differenzierung, der nachhaltig die Präferenz für Individualisierung (im neuen Medium der Individualisierbarkeit) markiert. Der tradierte Code verlöre damit nicht seinen sozialen Instruktionwert, aber, wenn man so sagen darf: seine ‚Lupenreinheit‘, seine

internationalen Diskussion, Opladen 1991, S.357-374; Meurer, B., Die Frau in „Gemeinschaft und Gesellschaft“, in: Clausen/Schlüter a.a.O., S.375-392.

⁴⁶ Noch zu Ende des 18. Jahrhunderts waren Geschichten von Mädchen, die plötzlich männliche Geschlechtsteile bekamen, häufig und erklärbar. Abweichungen konnten erst später als Abweichungen und nicht als Verschiebungen beobachtet werden.

⁴⁷ Vgl. dazu auch (mit der Intention auf Überwindung der schieren Zweiwertigkeit die materialreich- und gedankenreiche Arbeit von Meyer, E., Zählen und Erzählen, Für eine Semiotik des Weiblichen, Berlin 1983.

⁴⁸ Noch einmal sieht man deutlich, daß die sex/gender-Differenz im Zuge jener Überschreibung läge, und ebenso deutlich wird sichtbar, warum Frauenforschung so durch und durch ‚ontologisch‘ operieren muß, wenn sie an der Differenz in der Population (also an: Norm) festhält und sich deswegen schwer damit tut, die Devianz (also die individualisierende Abweichung) im Medium der Individualisierbarkeit einzukalkulieren.

Trennschärfe. Was mit dem Start der funktionalen Differenzierung mehr und mehr offensichtlich wird, das ist eine gleichsam *marodierende De-Plausibilisierung* des Mann/Frau-Schemas. Es scheint so, als sei es zu ‚vagabundierendem‘ Gebrauch freigegeben.⁴⁹ Und diese Freigabe ist so etwas wie ein Indiz für einen Funktionswechsel, für eine Verlagerung oder Verschiebung des Problems, als dessen soziale Lösung der Code gedeutet werden kann.

Die Ausgangsfunktion ist leicht (im Duktus unserer Argumentation) beziehbar auf rank societies und Stratifikation, und zwar als Lösung des Problems, wie die Einheit der Hierarchie auf allen Ebenen der Kommunikation repräsentiert werden kann. Das gelingt durch die Asymmetrie des Mann/Frau-Schemas, dessen Präferenzwert *der Mann (der Mensch)* ist, weil *der Mann* (obwohl Teil der Unterscheidung) die Einheit der Differenz markiert, also doppelt auftritt: als Einheit der Unterscheidung *und* als Schemaseite. Die funktional differenzierte Gesellschaft ist aber keine rank society mehr, sie hat sich de-stratifiziert und de-hierarchisiert. Als heterarchie, hyperkomplexe, polykontexturale Gesellschaft⁵⁰ hat sie keine Position zur Verfügung, durch die sie sich auf allen Kommunikationsebenen repräsentieren lassen könnte. Aus genau diesem Grund verliert die Mann/Frau-Unterscheidung ihre Funktion, über die Bezeichnung des Mannes einen Repräsentator der hierarchischen Ordnung im Spiel zu halten. Sie kann jetzt verschiedensten Re-Symmetrisierungsversuchen (oder gar inversen Asymmetrisierungen, die dann aus dem gleichen Grunde scheitern) unterzogen werden.

Gleichwohl ist die Differenz trotz Verlustes ihrer ursprünglichen Funktion so offenkundig stabil und sozial erfolgreich⁵¹, daß man auf die Idee kommen kann, sie sei nicht einfach nur ein durchgehaltenes Muster etwa in der Weise einer *longue durée*⁵², sondern sei, wie wir oben angedeutet haben, eingerückt in eine andere Funktion.

VII

Der Übergang von einem Medium der Population zu einem Medium der Individualisierbarkeit ist nicht nur für die ‚typenfeste‘ Einschreibung der Unterscheidung von Mann und Frau problematisch. Man kann sogar sagen, daß die dem Transit folgende De-Plausibilisierung dieser Differenz nur der (uns interessierende) Spezialfall einer auf die Gesellschaft selbst bezogenen Verwerfung ist, die sich daraus ergibt, daß für die stratifizierte Gesellschaft ein ‚Container-Modell‘ prägend ist: Sie *enthält* ‚Menschen‘, sie stellt sich *das* Soziale als etwas vor, das aus Individuen (im alten Sinne des Wortes) zusammengesetzt ist, die wie Elemente

⁴⁹ Und noch einmal: Die Substitutionskonkurrenz zwischen Mann/Frau und sex/gender ist dafür ein deutlicher Ausdruck.

⁵⁰ Vgl. Fuchs, P., Die Erreichbarkeit der Gesellschaft, Zur Konstruktion und Imagination gesellschaftlicher Einheit, Frankfurt 1992.

⁵¹ Siehe zu einer Studie, die dies auf überraschende Weise anhand des glass-ceiling-Effektes belegt, Baecker, D., Männer und Frauen im Netzwerk der Hierarchie, in ders., Wozu Soziologie?, Berlin 2004, S.236-256.

⁵² Locus classicus ist Braudel, F., Histoire et sciences sociales. La longue durée, in: Annales. E.S.C. 13, 1958, S.725-753.

eines Mediums gedacht sind: als gleiche ‚Unteilbarkeiten‘, die von der Form der Stratifikation in die Form von passenden Verschiedenheiten (Adel, Klerus, Bürger, Leibeigene etc.) gebracht werden. Das Medium der mittelalterlichen Gesellschaft (und aller rank societies) ist in diesem Verständnis errechenbar als homogene Population. Der Zugriff von Kommunikation auf die Umwelt sozialer Systeme ist der (leichtgängige, nur in Sonderfällen problematische) Zugriff auf soziale *Adressen*⁵³, deren Gehalt ‚Menschen‘ sind: als prinzipiell gleiche elementare Einheiten der *einen* Population.

Die neue Differenzierungstypik dagegen wäscht, wie man vielleicht sagen könnte, ebendiesen Gehalt aus. Die soziale Adresse wird ‚hochindividualisiert‘; sie wird, wie es dann die Romantik formulieren kann, ‚fragmentarisiert‘⁵⁴ und erscheint als ein Konvolut der unterschiedlichen Sinnzumenutungen der Funktionssysteme der Gesellschaft. Diese Adresse wird selbst ‚polykontextural‘, sie entbehrt eines *cor et punctus*, einer Repräsentation ihrer Einheit, die nur noch durch den Namen (gleichsam auf schwache Weise: als Wiederauffindungsmöglichkeit des Individuums⁵⁵) garantiert wird. Die Gesellschaft und ihre Funktionssysteme haben es nicht mehr intern zu tun mit *eineindeutigen* Zurechnungspunkten, wenn sie sich ihre relevante Umwelt (Bewußtseine etc.) errechnen, sondern mit einer ‚polysynthetischen‘ Adressenstruktur⁵⁶, deren externes Widerlager, wie wir oben sagten, ‚dämonisch‘ kontingent erscheint: als Individuum im neuen Medium der Individualisierbarkeit.⁵⁷

Diese Kontingenz würde alle Selbstordnungsmöglichkeiten der Gesellschaft sprengen. Sie wäre überbordende Mikrodiversität.⁵⁸ Man kann (wie in ähnlichen Fällen) erwarten, daß sich unter solchen Voraussetzungen Beobachtungs-Schemata evolutionär begünstigt finden, die die Komplexität dieses Typs scharf reduzieren und als *Informationsraffer*⁵⁹ fungieren, die die ‚überschäumende‘ Individualität auf wenige Sortiermerkmale zurückführen – etwa in der

⁵³ Siehe zu diesem Begriff Fuchs, P., Adressabilität als Grundbegriff der soziologischen Systemtheorie, in: Soziale Systeme, Jg.3, H1., 1997, S.57-79.

⁵⁴ Vgl. Fuchs, P., Moderne Kommunikation, Zur Theorie des operativen Displacements, Frankfurt a.M. 1993.

⁵⁵ Vgl. zur Metapher der „Vertäuung“ des Menschen am Eigennamen Benjamin, W., Goethes Wahlverwandschaften, in ders.: Gesammelte Schriften (hrsg. v. Tiedemann, R./Schweppenhäuser, H.), Frankfurt a.M. 1980 Bd.I, S.291.

⁵⁶ Es ist kein Zufall, daß die Entdeckung des Genies dazu führt, daß man dessen Werke so beschreibt, wie man dann auch Individuen beschreiben kann: Dieses Werk ist "une nouvelle combinaison, un rapport nouveau aperçu entre certain objets ou certaines idées." Helvetius, De l'esprit, Paris 1759, S.356.

⁵⁷ Jetzt gilt, was wir oben allusiv schon gesagt haben: Das Individuum wird "wortlos, begrifflos, alogisch; individuum est ineffabile." Dies konstatiert Baeumler, A., Das Irrationalitätsproblem in der Ästhetik und Logik des 18. Jahrhunderts bis zur Kritik der Urteilskraft, Darmstadt 1967, S.4.

⁵⁸ Vgl. Luhmann, N., Selbstorganisation und Mikrodiversität: Zur Wissenssoziologie des neuzeitlichen Individualismus, in: Soziale Systeme, Zeitschrift für soziologische Theorie, 3, 1997, H.1, S.23-32, ausgehend von Mai, St.N./Raybaut, A., Microdiversity and Macro-Order: Toward a Self-Organization Approach, in: Revue Internationale de Systémique 10, 1996, S.223-239. Ferner Fuchs, P., Autopoiesis, Mikrodiversität, Interaktion, in: Jahraus, O./Ort, N. (Hrsg.), Bewußtsein - Kommunikation - Zeichen, Wechselwirkungen zwischen Luhmannscher Systemtheorie und Peircescher Zeichentheorie, Tübingen 2001, S.49-69.

⁵⁹ Siehe zu diesem Begriff, den wir für unsere Zwecke modifizieren, Gotthard, G., Bewußtsein als Informationsraffer, in: Grundlagendstudien aus Kybernetik und Geisteswissenschaften 10, 1969, S.1-6.

Form von Möglichkeitsverknappungen.⁶⁰ Solche Kontingen- oder hier Individualisierungsblocker müßten *evident* sein im alten rhetorischen Sinne dieses Worte: plastisch, sichtbar, überzeugend. Es müßte sich um ‚Auf-Anhieb-Überzeuger‘ handeln, durch die sich die polysynthetische Adresse ausstatten läßt mit gerafften Informationen darüber, *wer* gerade die relevante Umwelt von Sozialsystemen darstellt. Man könnte auch von Ankerpunkten sprechen, die – wie wir annehmen wollen – auf das zurückgreifen, was in der Umwelt (eben: evident) und gegen alle Individualisierung stabil zu bleiben (scheint): auf den Körper der Leute, mit ihm dann: auf Alter, Ethnie und Geschlecht.⁶¹

Das würde bedeuten, daß die Unterscheidung des Geschlechts (Mann/Frau) in die Funktionsstelle der Kontingenzabwehr eintritt. Sie hätte nicht mehr die Funktion der Repräsentation der Hierarchie auf allen ihren Ebenen, sondern nur noch die Funktion, quer zur individualisierenden Form funktionaler Differenzierung eine Ordnungsmöglichkeit einzuziehen, die sich als *inviolable level* darstellen läßt: Mann ist Mann, und Frau ist Frau. Wenn man aber so formuliert, könnte es so aussehen, als ob hier nur eine gleichsam lebensweltliche Common-sense-Klarheit aufgebaut werde. Tatsächlich aber läßt sich die informationsraffende, Orientierung ermöglichende Referenz auf die Körper der Umwelt noch schärfer fassen, wenn man miteinbezieht, daß das Schema auch in dieser Funktion zu scheitern beginnt und womöglich im Scheitern die Funktion übernimmt, so etwas wie die Haupt- und Gliederkrise der modernen Gesellschaft anzuzeigen.

VIII

Alle Sozialsysteme müssen, so die These, ein Verhältnis zu den menschlichen Körpern ihrer Umwelt in irgendeiner Weise unterhalten. Darauf bezieht sich das Theoriestück der *symbiotischen Mechanismen* oder auch der *somatogenen Symbole*.⁶² Die Ausgangsidee ist, daß der Körperbezug sozialer Systeme im Normalfall problemlos mitläuft und selten eigens thematisiert werden muß. In Sonderfällen können diese somatischen Referenzen aber aktiviert werden, und die Theorie der symbiotischen Mechanismen ist die Theorie dieser Aktivierung, die im Kern darauf hinausläuft, daß soziale Systeme in Krisenlagen genötigt sein können, ihren je spezifischen Körperbezug zu mobilisieren, um – sozusagen auf diesem Umweg – die eigenen Operationen fortsetzen zu können. Die Wissenschaft rekurriert auf Wahrnehmungen, wenn die Argumentation nicht funktioniert; die Wirtschaft kann sich über die Kommunikation körperlicher Bedürfnisse zur Fortsetzung ihrer Operationen gezwungen finden; die Politik setzt Gewalt gegen Körper ein, wenn Entscheidungen, die kollektiv bindend sein sollen, nicht

⁶⁰ Siehe zu diesem Prinzip der Verknappung Luhmann, N., Einfache Sozialsysteme, in: Soziologische Aufklärung 2, Opladen 1975, S.21-38, S.24.

⁶¹ Und weitere eher errechenbare Stabilitäten wie Schicht, Bildung etc. Es ist unseres Erachtens kein Zufall, daß wir damit den klassischen Rahmen der Genderforschung aufgespannt haben.

⁶² Vgl. Luhmann, N., Symbiotische Mechanismen, in: Otthein Rammstedt (Hrsg.), Gewaltverhältnisse und die Ohnmacht der Kritik, Frankfurt 1974, S. 107-131.

binden; Intimsysteme greifen im Krisenfall auf Sexualität zurück, anhand derer ausgetestet wird, ob das System noch fortgesetzt werden kann oder nicht; die Religion nutzt in solchen Lagen (vielleicht) die ‚vanitas‘ der Körper aus, die Kunst (wiederum vielleicht) die nervöse Irritabilität ihrer Produzenten und Rezipienten, etc. Immer geht es – jedenfalls solange man Funktionssysteme vor Augen hat – um Probleme der Funktionserfüllung: Wahrheit läßt sich nicht ermitteln, Knappheit nicht regulieren, kollektiv bindende Entscheidungen lassen sich nicht durchsetzen, die reziproke Komplettbetreuung von Personen ist gefährdet, Glaube erscheint undurchsetzbar, Kunst irritiert Wahrnehmung nicht mehr etc.

Nun ist es schwer, diesen Gedanken der symbiotischen Krisenanzeige auf *die* Gesellschaft zu beziehen. Der Grund dafür ist, daß eine durchgearbeitete Vorstellung über die Funktion der Gesellschaft aussteht. Ein Minimalkonsens besteht aber wohl darüber, daß die Problemkonstruktion, die auf diese Funktion führt, sehr abstrakt ist: Irgendwie liegt sie im Rahmen der Bedingung der Möglichkeit für Komplexitätsreduktion überhaupt. Gesellschaft wäre dann der Ausdruck für das (gleichsam: imaginäre) Totum aller Einrichtungen, die als soziale Komplexitätsreduktionen begriffen werden könnten, für jede Kommunikation überhaupt und für jedes soziale System. Man könnte auch sagen: Sie ist der Horizont jeder Absorption von Kontingenz und zugleich die ‚Sinnverfertigungsmaschinerie‘ schlechthin. Mit einer (hier auf unsere Zwecke hinmodulierten) Metapher Nietzsches formuliert: Sie ist der „Großmandatar“ jeder Sinnproduktion par excellence.⁶³ Noch anders: Sie erzeugt den Sinn (die mit diesem Medium verknüpfte Kontingenz) und ist zugleich das Metaschema der De-Arbitrarisierung ebendieser Kontingenz. Die damit verknüpfbare Krise ist dann die des Mißlingens von De-Arbitrarisierung, und genau das scheint der Fall zu werden im Moment, in dem die funktionale Differenzierung ihr polykontexturales Spiel eröffnet, also auszuschließen beginnt, daß die Einheit dieser Gesellschaft in der Gesellschaft noch ordnungsstiftend repräsentiert werden könnte. Genau aus diesem Grund, wir erinnern daran, verliert die Mann/Frau-Unterscheidung ihre repräsentative Funktion.

Sie kommt aber gleichsam durch einen Tunnel zurück. Wir wollen (sehr spekulativ) annehmen, daß die Kontingenzenexplosion, die die Moderne orchestriert, auch die Gesellschaft dazu zwingt, ihren Körperbezug zu aktivieren, die bis dahin wie selbstverständlich mitlaufende Referenz auf humane Körper, die mit normierbarem Geist, mit Vernunft, mit Seelen besiedelt sind – in der einen homogenen Population. Die von uns skizzierte Medienkatastrophe, die schließlich zu einem Medium der Individualisierbarkeit führt, steigert die Kontingenzzfähigkeit der nun nur noch durch die Möglichkeit der Verschiedenheit gleichgesetzten Individuen. Angesichts des sich individualisierenden (dämonischen) Bewußtseins bleiben allein die schieren Körper als Hemmnisse für ausufernde Kontingenz übrig. Und da auch der Körper nicht mehr kontingenzfrei thematisierbar ist, kann er nicht einfach nur (in toto) als symbiotischer Mechanismus der Gesellschaft arbeiten, sondern

ausschließlich in der Form der Inanspruchnahme seiner wenigen (tradierten) Unstrittigkeitsmerkmale: Eines davon ist die Unterscheidung von Mann und Frau.

Diese Unterscheidung muß aber, wenn sie kontingenzabfedernd wirken und De-Arbitrarisierung inhibieren soll, ihre Form ändern. Der ältere Code unterschied Mann und Frau und konstruierte die Einheit der Unterscheidung, indem er den Einheitsbegriff der Unterscheidung selbst entnahm: Mann.⁶⁴ Da diese Präferenzverstärkung nicht mehr sozial plausibel ist, wird zwar die Unterscheidung selbst beibehalten, aber das, was auf beiden Seiten dasselbe *und* das Verschiedene ist (die Einheit), ist nun der bloße (darf man sagen: der entblößte?) Körper. Wenn wir unsere Heuristik beibehalten, wäre dann das, wovon sich die Unterscheidung unterscheidet, nicht mehr alles, was sich weder als Mann noch als Frau beobachten läßt, sondern alles, was am Körper nicht auf die eine oder andere Seite der Unterscheidung beziehbar ist, vor allem: das psychische System, das – sobald es als männlich oder weiblich aufgefaßt werden könnte – die Kontingenz der dämonischen Individualisierung aufbrechen ließe.⁶⁵

Der Code (in dieser geänderten Form) wäre damit alltaugstauglich und hinreichend robust genug, um jetzt auch Ausnahmefälle zu verkraften. Ein weiblicher Geist in einem männlichen Körper ist kein Problem, solange die Unterscheidung ordnungsscharf markierbar ist und außer Frage steht, *daß* es sich um einen männlichen Körper handelt. Psychisches und sozial konditioniertes Geschlecht mag es in den erstaunlichsten Formen geben, aber im allgemeinen ist klar, was das Geschlecht des Körpers ist, und wo es nicht klar ist, kann die Medizin (und die Biologie) helfen: indem sie an Körpern festlegt, auf welcher Seite der Unterscheidung sich der Körper jetzt und gegebenenfalls in der Zukunft befinden wird. Der nicht situierbare Rest ist: silence.

Entscheidend ist dann, daß erst die Aktivierung (Aktualisierung, Thematisierung) der Körperreferenz die Krise des Systems bezeichnet. Das alltägliche Fungieren der Unterscheidung ist nicht krisenhaft. Sie geschieht auf der Beobachtungsebene erster Ordnung, durch Bezeichnungs- und Sortierleistungen, die die Unterscheidung, die sie zugrundelegen, nicht mitbeobachten. Es ist die Beobachtungsebene zweiter Ordnung, die das Schema Mann/Frau als Schema und damit dann auch als anders möglich entdeckt. Auf dieser Ebene wird die Kontingenz, die das Schema absorbiert, gleichsam wieder freigegeben und revitalisiert. Die Beobachtung der Mann/Frau-Differenz hemmt nicht Kontingenz, sie ist vielmehr (als Beobachtungsleistung zweiter Ordnung) die Institutionalisierung einer Krisenanzeige. Sie führt den Kollaps der klassischen Repräsentationsfunktion immer wieder

⁶³ Vgl. Nietzsche, F., Nachgelassene Fragmente, in: Friedrich Nietzsche, Sämtliche Werke, Kritische Studienausgabe in 15 Bänden (hrsg.) von Giorgio Collo undazzino Montinari, München - Berlin - New York 1980, Bd.13, S.599.

⁶⁴ Wir denken, ohne das hier noch thematisieren zu können, daß die Verwendung der Unterscheidung die alte Repräsentationsfunktion noch wie beiläufig mitzieht, sozusagen schematisch, also selbstvergessen auf der Beobachtungsebene erster Ordnung, und es damit ermöglicht, Ungleichheiten in Residuen der Hierarchie zu stabilisieren, z.B. in Familien oder Organisationen.

⁶⁵ So gesehen, ist der so oft beklagte mind/body-split funktional.

vor, damit aber auch die Arbitraritätsprobleme der Gesellschaft. Die Bezeichnung ‚Mann‘ oder ‚Frau‘ wird als Unstrittigkeit aufgerufen, die sich im Moment des Aufrufs des Schemas (und nicht mehr der Bezeichnung der einen oder anderen Seite) als unauflösbare Strittigkeit erweist.⁶⁶

Deshalb nimmt es nicht Wunder, daß das Schema Mann/Frau, beobachtet als Codierung des Geschlechtes, den oben angedeuteten Überschreibungsprozessen durch sex/gender unterzogen wird, also durch Individualisierung (später dann: Soziologisierung) des Geschlechts auf beiden Seiten der Ausgangsunterscheidung. Das erklärt auch die nachgerade verzweifelte Suche nach dem, *was* weibliche und männliche Körper *sind*, wodurch sie sich *faktisch* unterscheiden, und das erklärt darüberhinaus, daß es so schwierig ist, die (soziologisch evidente) Nichtnatürlichkeit der Tatsache des Geschlechts *zugleich* zu denken mit der Unterscheidbarkeit von Mann und Frau. De-Ontologisierung ist im Blick auf die Anwendung der Unterscheidung kontraproduktiv, aber produktiv als Stabilisierung der symbiotischen Krise. Feminismus, Frauenforschung, Geschlechter- und besser noch: Geschlechtsforschung sind der perfekte Ausdruck dafür, solange und soweit sie nicht auf der Beobachtungsebene erster Ordnung operieren und so verfahren, als seien Mann und Frau quasi ontologisch unterscheidbar. Stattdessen werden überwiegend die *fungierenden* Ontologien ebendieser Unterscheidung dekonstruiert und sabotiert. Und genau das vollzieht den symbiotischen Mechanismus. Angezeigt wird die Krise der Gesellschaft (Arbitrarisierung, Kontingenzexplosion) dadurch, daß es nicht mehr gelingt, auf der Beobachtungsebene zweiter Ordnung die Differenz Mann/Frau als Kontingenzbarriere zu fixieren, und das in einer Gesellschaft, die sich mehr und mehr auf dieser Beobachtungsebene einrichtet.

Man wird nicht sagen wollen, daß die Referenz auf das Geschlecht (Mann/Frau) weltgesellschaftlich und flächendeckend schon als Krisenindikator wirksam wird, wohl aber, daß überall dort, wo die funktionale Differenzierung sich in ihrer Vollform realisiert, die Eineindeutigkeit der symbiotischen Referenz der Gesellschaft auf die Körper über deren Geschlecht ‚splittert‘. Wenn der symbiotische Mechanismus jedoch die Funktion hat, durch Krisenstimulation das System zur Neukalibrierung seiner Anschlußoperationen zu bringen, dann darf man gespannt sein, wie die Evolution der Gesellschaft die Funktion der De-Arbitrarisierung in Zukunft auf neue ‚Gültigkeiten‘ hin umlenkt. Was man sehen kann, das ist die Hausse der Fundamentalismen (auch im Blick auf das Geschlecht) und die flächendeckende Installation von kontingenzfesten (die Form der Stratifikation kopierenden) Organisationen, ein Revival hierarchischer Ordnungsmuster, in deren Rahmen der Code des Geschlechtes (Mann/Frau) seine Rolle (wie befristet auch immer) weiterspielt.⁶⁷

⁶⁶ Einschlägig funktioniert auch die Referenz auf *den* Menschen.

⁶⁷ Das könnte ein Grund dafür sein, daß der glass-ceiling-Effekt sich in Organisationen findet, die Führungspositionen (also Hierarchie!) vorsehen. Mit der Kopie der alten Form der Hierarchie in die Organisationen hinein wird, so die Vermutung, auch die Repräsentationsfunktion der Unterscheidung Mann/Frau wiederum funktional, hier in der Organisation, nicht aber: gesellschaftlich.

Auf der Ebene der primären Differenzierung der Gesellschaft dagegen sind die Codes der Funktionssysteme so abstrakt (also inhaltsleer), daß sie sich als immun gegenüber der Unterscheidung des Geschlechts darstellen, die – sobald sie beobachtet wird – nur noch als symbiotischer Krisenindikator fungieren kann, als (um es mit einem Seitenblick auf Novalis zu sagen) permanent wirksames und darin fertiles *Inzitement* für Kommunikationen, die nach neuen Haltbarkeiten fahnden.